

Jenseits des Dialogs?

Von der Anstrengung, mit dem homo areligiosus im Gespräch zu bleiben

Ich möchte Sie ausdrücklich ermutigen, dem inzwischen etwas angestaubten Institutionen-Frust in Ihren Reihen, der dann auch die Kirche trifft, entgegenzuarbeiten. Die Verantwortlichen müssten wahrscheinlich langsam erkennen, dass ihre mehr oder minder berechtigten Probleme kaum die der Kinder und Jugendlichen sind, und es wenig hilfreich ist, den Frust auf sie zu übertragen und so zu perpetuieren, zumal dabei selten konstruktiv etwas zustande kommt – ich meine, dass Pfadfinder ja schon vom Namen her anderen Wege zeigen und nicht verbauen müssen. Unsere Erfahrung in diesem Teil Deutschlands ist – und die Soziologen bestätigen es auch für Westdeutschland –, dass eine Trennung von Religiosität bzw. Spiritualität und Kirchlichkeit mittelfristig für beide Seiten desaströs ausgeht: In diesem Fall: Erfahrungsgemäß hört es mit der Religiosität auf, wenn die Kirchlichkeit schwindet, d. h. die Pfadfinder werden ein unprofiliertes Selbstfindungsverein – ich nehme an, dass das andere besser und kompetenter können, z. B. Sportvereine.

Also wünsche ich Ihnen Mut vor den Kaisertronen des main-streams, zumal der sich inzwischen schon deutlich gedreht hat, was vielleicht einige nicht mitbekommen haben.

VON EBERHARD TILFENSEL

Als bei einer Aktion auf dem Leipziger Hauptbahnhof zufällig vorbeilaufende Jugendliche gefragt wurden, ob sie sich als christlich, religiös oder areligiös einordnen würden, war die Reaktion Schulterzucken, und eine häufige Antwort lautete „Ich bin normal.“ Offenbar waren die angebotenen Kategorien unverständlich, d. h. sie offenbarten sich als kirchliche Binnensprache, die – und das zeigt das ausgedrückte Normalitätsgefühl – vom größten Teil der Bevölkerung kaum verstanden wird. Was, so waren die Befragten wohl versucht zu kommentieren, mögen denn diese Unterschiede bedeuten?

„Religion“ der Konfessionslosen

Wer über religiösen Pluralismus nachdenkt, darf in unseren Breiten – so paradox es klingt – die dritt- oder viertgrößte „Weltreligion“ der Konfessionslosen nicht vergessen. Dass das der Fall ist, zeigt z. B. die Fächerstruktur in den Religionswissenschaften. In den neuen Bundesländern sind 80 % der Jüngeren konfessionslos – ein Durchschnittswert, der örtlich weit höher liegen kann. Ohne Konfession heißt in der Regel auch: ohne Religiosität, denn eine außerkirchliche flottierende Religiosität gibt es bisher so gut wie nicht. Bei aller prognostischen Vorsicht (Wechsel der Lebensoptionen vollziehen sich inzwischen auch dort rascher) ist damit zu rechnen, dass der

„homo areligiosus“ mittelfristig die vorherrschende Spezies bleiben und sich zunehmend auch in den alten Bundesländern ausbreiten wird. Über die Namensgebung darf gestritten werden. Es ist un-zweifelhaft, dass die Bezeichnung „Gottlose“ wegen ihrer disqualifizierenden und außerdem aus erlösungstheologischer Perspektive auch noch falschen Konnotation tunlichst vermieden werden sollte. „Atheismus“ ist in der Regel eine Position, die jemand einnimmt, der nach Auseinandersetzung mit der Gottesfrage zu einem negativen Ergebnis gelangt ist. Wer sich hier der Stimme enthält, gilt als „Agnostiker“. Beides passt in unserem Fall nicht: Viele sind inzwischen in der zweiten oder dritten Generation mit der Gottesfrage als solcher nicht mehr in nähere Berührung gekommen, sie nehmen also an der Abstimmung gar nicht teil. So bietet sich der Begriff des „Indifferentismus“ an, doch assoziiert die deutsche Übersetzung mit „Gleichgültigkeit“ so etwas wie „postmoderne Beliebigkeit“ und Werteverlust, was aus noch zu nennenden Gründen wenig hilfreich ist. Der aus dem sächsischen Mittweida stammende Schriftsteller Erich Loest bezeichnet sich in seiner Autobiographie selbst als „Untheist“, weil ihm Gott seit der Jugendzeit keine wirkliche Frage mehr gewesen sei. „Religiös unmusikalisch“ nannte sich Max Weber. Von daher dürfte „homo areligiosus“ eine zutreffende Klassifizierung sein, obwohl viele behaupten, der Mensch sei „unheilbar religiös“. Das lässt sich bestreiten,



wenn man den Begriff der Religiosität enger fasst und den Bezug auf ein personal verstandenes Absolutes damit verbindet. Erhabenheitsgefühle in der Natur, Begeisterungstürme im Rock-Konzert, Jugendweihefeiern, Alltagsrituale oder der Wunsch nach Stille wären dann nicht als Religiosität, sondern, wenn überhaupt, als Spiritualität zu bezeichnen.

Areligiosität - respektvoll!

Solche terminologischen Debatten sind keine akademischen Spiele. Die Vereinnahmung des Anderen als „im Prinzip doch irgendwo religiös“, weil „jeder an irgend etwas glaubt“, überspielt die Differenz zwischen religiösen und areligiösen Menschen. Wahrscheinlich schrecken wir deshalb vor der Annahme der Areligiosität zurück, weil in den durchgängig negativen Bezeichnungen – a-theistisch, nicht-christlich, in-different – ein verbotenes Werturteil steckt: „Ohne Gott ist alles erlaubt, folglich ...“ Und Abwertung ist niemals eine gute Ausgangslage für einen respektvollen Umgang mit Andersdenkenden, wie die kirchliche Verkündigung aus leidvoller Erfahrung mit der sich von ihr entfernenden Neuzeit und Moderne eigentlich wissen müsste. Aber hier kann wohl Entwarnung gegeben werden: Inzwischen ist nachweisbar, dass Areligiosität nicht zwangsläufig mit Werteverfall einhergeht. Ostdeutschland fällt zwar in konfessioneller Hinsicht wie auch Böhmen fast völlig aus dem europäischen Rahmen, jedoch nicht hinsichtlich der

herrschenden Wertvorstellungen. Eine ähnliche Wertekonstanz zeigen Längsschnittuntersuchungen in westeuropäischen Bevölkerungsgruppen, die sich zunehmend von der Kirche entfernen.

Der berechtigte Einwand lautet: Areligiosität ist doch wie Blindheit unleugbar ein Defizit. So hat sich der religiös un-musikalische Max Weber selbst als Krüppel bezeichnet und sogar bedauert, dass ihm jegliche Religiosität mangelt. Wer etwas gründlicher über den Menschen nachgedacht hat, wird – und hier sind sich auch heute noch die Philosophen und Kulturwissenschaftler weitgehend einig – einen fehlenden Bezug zu Gott oder mindestens zu einem jenseits menschlicher Zugriffsmöglichkeiten liegenden Absoluten als defektes Menschsein einschätzen. Nur handelt es sich dabei um allgemeine Aussagen über den Menschen als solchen, die für das konkrete Individuum kaum anwendbar sind: Kein Mensch ist einfach ein Fall von Menschsein, denn Menschsein besteht gerade darin, wesentlich (!) anders als alle anderen zu sein. Wie ein Blinder ist deshalb ein Areligiöser nicht weniger, sondern eben anders Mensch.

Erklärungsversuche

Diese Andersheit wird aber zumeist unterschätzt. Die neuzeitliche Religionskritik hat zahlreiche Theorien über die Entstehung des Gottesglaubens entwickelt. Die prominenteste ist die sogenannte Projektionstheorie, nach der nicht Gott den Menschen, sondern umgekehrt der Mensch sich einen Gott als sein Abbild erschaffen habe. Die Gottesfrage wird somit umgedeutet, z. B. als „eigentlich“ psychologischen Vorgang. Solche Theorien können als Versuch gelesen werden, wie „religiös Unmusikalische“ sich etwas so Unverständliches wie eine Gottesvorstellung verstehbar machen. Es lässt sich nun umgekehrt vermuten, dass auch die christlichen Theorien über areligiöse Lebensoptionen kaum zutreffender sind – eine verdeckte Religiosität zu unterstellen, ist dabei die derzeit beliebteste Variante. Es ist vielleicht nicht ganz unmöglich (denn in jedem Christen wohnt ein Atheist), aber doch sehr schwer, sich als Christ in einen Menschen hineinzuversetzen, dem dieser gesamte Bereich verschlossen ist. Selbstverständlich wissen auch unsere areligiösen Nachbarn, dass es Religionen gibt. Sie dürften aber diejenigen, die beten und sonntags in die Kirche gehen, so ähnlich wahrnehmen,

wie ich es mit Menschen tue, die nachts auf die Jagd und samstags ins Fußballstadion ziehen: Sie scheinen es irgendwie zu brauchen, aber nachvollziehbar ist das für mich eigentlich nicht.

Im ostdeutschen „Supergau der Kirche“ (Ehrhart Neubert) ist zunächst viel kulturelles Wissen verloren gegangen. Religionslehrer und Katechetinnen können das mühelos mit den absonderlichsten Geschichten illustrieren. Wahrscheinlich wird deutschlandweit die Kenntnis zentraler christlicher Inhalte weiterhin schwinden. Schon heute stehen viele in einer Kirche, wie ich in einem buddhistischen Tempel stünde, und müssen sich Details mühsam erschließen. Eine vielleicht ganz andere Kultur wird in unserem Raum entstehen. Gravierender ist aber, dass oft auch die existenziell bedeutsamen christlichen Aussagen und sogar die dazu gehörigen Problemstellungen unverständlich wurden. Das betrifft z. B. die an dieser Stelle gern angeführte Frage nach dem Sinn des Lebens, die doch jeder irgendwie beantworten müsse. Was bitte, so wird die andere Seite sagen, beinhaltet diese Frage eigentlich? Die dort vorherrschende pragmatische Option lautet: Das Leben darf und muss in seinen verschiedenen Facetten gelebt werden; durch die Grenzsituationen wie Krankheit und Tod „muss man eben durch“, sie gehören zum Leben – und es ist schön, wenn andere da solidarisch sind. Viele areligiöse Menschen zeigen eine große emotionale Stabilität und zufriedene Lebenseinstellung und übertreffen, was Mitmenschlichkeit und Güte betrifft, manchen Christen. Und Lebenskrisen kennt ja auch dieser.

Die christliche Verkündigung, die bisher immer an irgendeine Religion „andocken“ konnte, trifft erstmalig auf ein solches Ausmaß an Areligiosität. Die Irritation darüber ist groß, und eine Mitinitiatorin der erwähnten Vermeidungsstrategien, die andere Seite als areligiös wahrzunehmen. Das Ganze wird noch durch Selbstzweifel verstärkt. Hier wäre zunächst einmal eine Reflexion auf den eigenen Auftrag notwendig.

Überraschende Chancen

Das Grunddogma des Christentums ist die Inkarnation, seine Grundpraxis ist deshalb die Mission. Das meint nicht Proselytenmacherei und Mitgliederwerbung, schon gar nicht fundamentalistische Dialogunfähigkeit und Zerstörung eingewurzelter Kulturen, sondern heißt schlicht

gesagt: „Auf Sendung gehen“, d. h. eigene Impulse in die Zeit und Gesellschaft einzubringen, was gutes Hinhören einschließt. Christentum ist – wie jede Religion – Kontingenzeröffnung (und dann erst Kontingenzbewältigung): Es reißt den Horizont auf, welcher sich alltäglich zu schließen droht, und verweist auf eine Wirklichkeit, welche eben die Christen „sehen“ und „hören“, andere nicht, aus was für Gründen auch immer. Dann zeigen sich auch die Chancen:

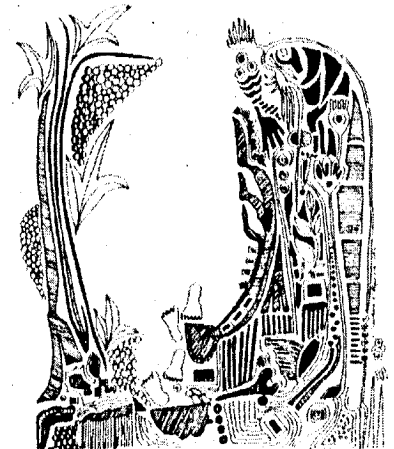
1. Wo religiöse Vorstellungen fehlen, muss ich auch keine falschen zerstören. In den alten Bundesländern gibt es oft eine aggressive Haltung gegen alles, was nur entfernt mit Kirche zu tun hat. In Ostdeutschland ist diese Haltung eher selten. Stattdessen finden sich hier oft eine vorsichtige Neugier und auch eine erstaunliche Offenheit.

2. Ich muss als katholischer Christ diesmal die anderen nicht „zurückholen“ (da sie nie zu uns gehörten). Ich kann neugierig auf die andere Seite zugehen – wie in ein unbekanntes Land – und gespannt sein, wie sich die Dinge dann entwickeln. Das führt zu einer großen Gelassenheit. Ob die oben genannte „Spiritualität“ ein hinreichender Anknüpfungspunkt ist, kann jeweils ausprobiert werden. Überraschungen sind zu erwarten.

3. Anders als sonst werden die Christen rasch auf ihre „Kernkompetenz“ zurückgeführt, ja zurückgezwungen. Was die Kirche intern oft heiß und intensiv beschäftigt, ist für Außenstehende nämlich meist völlig uninteressant. Sie wollen wissen: Wozu seid ihr als Christen eigentlich gut?

Ausblick: Orientierung am Modell der Ökumene

Toleranz und Respekt vor der Andersheit des Anderen sind Grundvoraussetzungen, aber als solche wohl zuwenig. Meine missionsstrategischen Vorstellungen



gen orientieren sich am Modell der Ökumene. Ihr liegt eine europäische und insbesondere deutsche geschichtliche Erfahrung zugrunde: Der zunächst naheliegende Versuch, nach der Reformation die jeweils anderen auf die eigene Seite zu ziehen, führte in der Konsequenz zu einem dreißigjährigen Bürgerkrieg in Europa. Der damals hilfreiche „kalte Pluralismus“ eines schiedlich-friedlichen Nebeneinanders erwies sich dann angesichts der modernen Mobilität als unzulänglich, weil sich die Wohngebiete und Familienverhältnisse konfessionell vermischten. Die Antwort des ausgehenden 19. Jahrhunderts auf dieses Problem war die Ökumene, die einen „heißen Pluralismus“ darstellt: Es geht darum, den Kontakt zur anderen Seite und das intensive Miteinander auf allen möglichen Ebenen zu suchen, sich so gegenseitig weiterzubringen und dabei das jeweils eigene Profil zu schärfen. Im besten Fall kann keine Seite mehr denken, sprechen und agieren, ohne die andere mitzudenken und einzubeziehen. Beide Partner steuern dabei einen Punkt vor ihnen an, den sie selbst noch nicht klar benennen können. So ähnlich verläuft inzwischen auch der interreligiöse Dialog. Trotz aller nicht ausbleibenden Schwierigkeiten ist Ökumene offenbar ohne gangbare Alternative. Warum sollte eine „Ökumene der dritten Art“ nicht auch zwischen Menschen praktizierbar sein, die einesteils Christen, andernteils areligiös sind? Vielleicht entwickelt sich so eine neue Sprache mit neuen Zeichen und Riten – eine enorme Herausforderung für dieses Jahrhundert. ◆

Abdruck aus: *ipiritatio*. Informationen und Anregungen für Kirche und Hochschule. Heft 1 (2002), Seiten 12-16, mit freundlicher Genehmigung des Verfassers.

